

Markus Merz mit Ronald Kolb 30.07.2018, Stuttgart

RK Markus, vor 33 Jahren hast Du die Merz Akademie, so wie wir sie heute kennen, gegründet. Wie kam es dazu?

MM Zur Vorgeschichte der Neugründung der Merz Akademie Anfang der Achtzigerjahre und zu meiner persönlichen Geschichte zählt, dass ich zu dem Teil der Jugend gehörte, der als Schüler die Studentenrevolten in den Sechzigerjahren intensiv mitbekommen hatte und an der eigenen Schule, also an der Merz Schule, für mehr Demokratie und Rechte der Schüler kämpfte. Aber eigentlich hatte ich noch gar nicht verstanden, wie Gesellschaft strukturiert ist und welche Kräfte wie und warum wirken. Insofern geschah das mehr aus einem Gefühl des Protestes gegen Ungerechtigkeiten heraus, aber zugleich auch deshalb, weil in der Gesellschaft und Politik die Fragen nach dem, was während der Nazizeit und im Zweiten Weltkrieg passiert ist, nie befriedigend beantwortet wurden. Ich glaube, diese Erfahrungen waren die Basis für viele Entwicklungen meiner Generation. Sie führte bei nicht wenigen zu einem starken politischen Interesse, Protesthaltung und Engagement – etwa in den K-Gruppen in den Siebzigerjahren – und gipfelte im Grunde genommen in der RAF. Medien und Politik haben den diffamierenden Begriff »Sympathisanten« geprägt, der aber insofern stimmte, als der RAF in der Gesellschaft tatsächlich gewisse Sympathien entgegengebracht wurden, weil das Grundgefühl beziehungsweise die Protesthaltung sich gegen Ähnliches wandte. Diese Art von Gruppenempfindungen, auch von Gruppendenken, wie sie in den Sechzi-

ger- und Siebzigerjahren existierten, haben in gewisser Weise zu einem starken Selbstbewusstsein geführt, aber auch zu einer Vereinfachung, zu einer naiven Sicht auf die Welt und zu einer Art Schwarz-Weiß-Malerei. Aber sie trugen jedenfalls dazu bei, dass man grundsätzlich politisiert war. Die Neugründung der Merz Akademie war in gewisser Weise auch eine Antwort auf die Frage, wie es denn nun politisch weiter gehen sollte.

Ich wollte ja eigentlich Mediziner werden. Mein Abiturzeugnis war zwar alles andere als schlecht, aber gerade nicht gut genug, um zum Studium zugelassen zu werden. Also habe ich zur Vorbereitung in Krankenhäusern und in der Jugendpsychiatrie gearbeitet. Nebenher habe ich ein Studium der Geschichtswissenschaft, Politik und Literatur aufgenommen. Ich bin dann nach Norddeutschland gezogen, weil ich in Hamburg endlich einen Medizinstudienplatz bekommen hatte. Was zugleich einen Bruch mit Stuttgart bedeutete, auch mit dem pädagogischen Werk meiner Familie. Das Ganze war damals für mich auf eine Weise besetzt, dass ich darin nicht wirklich meine Zukunft sah. Wegen meiner Freundin und heutigen Frau bin ich Ende der Siebziger wieder nach Süddeutschland gezogen. Ich beantragte, dass ich mein Medizinstudium in Tübingen fortsetzen kann, erhielt aber über längere Zeit keine Antwort. Weil ich wieder in Stuttgart war, bekam ich mit, dass mein Onkel Sigurd Merz die Merz Akademie wohl nicht mehr lange leiten konnte und wollte. So kam ich mit verschiedenen Leuten ins Gespräch, die auf mich einredeten: »Das

musst Du als Chance sehen, aber auch als Aufgabe, der Du Dich nicht entziehen darfst. Du musst aus dieser Akademie etwas machen!« Das brachte mich in einen Zwiespalt, denn ich hatte so lange auf das Medizinstudium hingearbeitet und wollte wirklich Arzt werden und mich nicht in die Merz-Pädagogik einmischen. Auf der anderen Seite hatte ich immer schon sehr viel mit dem künstlerischen Bereich zu tun – habe viele Instrumente gespielt, habe gezeichnet, gemalt, hatte Goldschmieden und anderes Handwerk in der Merz Schule gelernt. Ich war allem Musischen gegenüber sehr aufgeschlossen und hatte Interesse an den Themen rund um eine künstlerisch-gestalterische Ausbildung. Aber das Entscheidende war eigentlich, dass ich mir vorstellen konnte, und es mich auch enorm reizte, etwas ganz Neues und ganz anderes zu machen, als man es damals von den Kunstakademien oder anderen Ausbildungsstätten gewohnt war. Ja, und so habe ich mit der Familie ausgemacht, dass ich bereit bin, die Akademie zu übernehmen, dass die Akademie also nicht, wie geplant, geschlossen wird und ich stattdessen weitere fünf Jahre den Verlust fahren darf, den man im Moment einfuhr. Ohne meinem Onkel zu nahe treten zu wollen – es war eine staatlich genehmigte Werkkunstschule, die den damals möglichen Sprung zur Hochschule nicht durchgeführt hatte, weil man darauf wohl nicht vorbereitet war, und somit keine öffentlichen Gelder bekam. Das Konzept war inhaltlich und institutionell in einer Sackgasse, und die Einrichtung hatte nicht mehr den allerbesten Ruf. Das kann ich sagen, ohne die Leistung meines Onkels zu

schmälern. Insofern war die Übernahme der Leitung eine Aufgabe, die außerordentlich schwierig zu bewältigen war: Man will sozusagen neu gründen, startet aber mit einem Namen und einem Ruf, der eher hinderlich ist. Hinzu kam, dass die Merz Akademie immer mit der größeren Merz Schule verwechselt wurde, die schon sehr viel länger innerhalb des regulären Bildungssystems operierte und damit viel stärker wahrgenommen wurde. Es waren also nicht gerade ideale Bedingungen zum Start. Auch nicht im Hinblick auf die Unterbringung und die Ausstattung. Wir hatten an Technik gerade mal einen Kopierer, das war eigentlich alles. Um eine Kopie zu ziehen, musste man drei Blätter einführen. Um den Beginn der Hochschule überhaupt finanzieren zu können, habe ich deshalb die Merz Druckwerkstätten gegründet.

RK Die Merz Druckwerkstätten waren tatsächlich eine Offsetdruckerei, die Geld einbrachte, indem Publikationen, Bücher oder Zeitungen gedruckt wurden?

MM Genau. Und aus den Merz Druckwerkstätten wurden später die Merz Medienwerkstätten. Die Studierenden wurden dort auch unterrichtet, aber es war insbesondere Auftragsarbeit, sowohl Offsetdruck als auch Buch- und Siebdruck. Wir haben viel für Künstler und Künstlerinnen gedruckt und haben gute Qualität abgeliefert. Das war ganz wichtig, denn wir waren eine kleine Einrichtung mit geringen Einnahmen von nur wenigen Studierenden. Also mussten irgendwie weitere Mittel gene-

riert werden. Die Druckwerkstätten waren darin ganz erfolgreich, doch die Lehre konnte – im Handwerks- und im Druckbereich – noch nicht so intensiv begleitet werden, wie man sich das wünschte. Deshalb haben wir das später auch wieder abgeschafft. Als die Finanzierung grundsätzlich gesichert war, haben wir die Werkstätten komplett der Lehre übergeben.

RK Um das auch örtlich zu beschreiben: Das war alles noch nicht in der Teckstraße, sondern in der Gänsheidestraße, oder?

MM Richtig, das war im sogenannten Gründerhaus in der Gänsheidestraße. Ganz am Anfang, in den Zwanzigerjahren und dann nach dem Krieg bis Anfang der Sechzigerjahre, waren dort Akademie, Schule und Grundschule zusammen untergebracht und haben sich einen großen Saal und wenige Schulräume geteilt. Weil die Merz Schule neu gebaut hatte, haben wir später diese Gebäude insgesamt für die Akademie nutzen können – auch das Privathaus meiner verstorbenen Großeltern. Alles war aber weiterhin sehr beengt und insofern war der Umzug auf das Teck-Areal für die Merz Akademie ein großer Fortschritt. Räumlich, aber natürlich auch insgesamt im Sinne unserer Neuausrichtung.

RK Was wolltest Du anders machen und wie bist Du es angegangen?

MM Wir wollten anderen nichts nachmachen, wir vertrauten auf unseren eigenen Erfindungsgeist und Enthusias-

mus. Mir war klar, dass ich von den Themen der Merz Akademie und des Aufbaus einer Hochschule zunächst nicht wirklich viel Ahnung hatte. Fachlich war ich auf Rat angewiesen und begann im Grunde genommen damit, Leute zu versammeln, die möglichst nicht einen kommerziellen Ansatz verfolgten, sondern unsere Idee der freien Entfaltung der Studierenden mittragen wollten. Dafür war die Zusammenarbeit mit fachkundigen Partnern wichtig, die meine Idee teilten, insbesondere Walther Vogt, Julio Rondo, Michael Dreyer und Paul Schellschmidt, denen ich zu großem Dank verpflichtet bin. Zu Beginn der Achtzigerjahre herrschte eine allgemeine Aufbruchstimmung, überall wurde diskutiert, experimentiert und initiiert. So sind zeitgleich auch einige Einrichtungen gegründet worden, die sofort in gewisser Konkurrenz zu uns standen. Andere waren schon da, etwa die Kunstakademie, auch sie war natürlich Konkurrenz. Auch Institutionen wie das Theaterhaus und das Künstlerhaus entstanden – sie waren zwar nicht in der Bildung tätig, aber es herrschte eben eine Dynamik, die eine ständige Positionierung erfordert hat. Das ZKM kam später, aber für mich zählt es auch noch zu dieser Aufbruchsituation. Wir waren sozusagen umzingelt von neuen Fragestellungen, von Anforderungen, von Bedürfnissen, von mal konkurrierenden, mal befruchtenden Positionen und Diskussionen und – last but not least – von Studierenden, die zunächst einmal keine perfekt organisierte Hochschule präsentiert bekommen haben – sie waren quasi Teil des Experiments.

RK Was war für Dich das Wichtigste in dieser Anfangsphase?

MM Das »Wichtigste« gab es nicht. Am Anfang haben wir vieles einfach bewältigen müssen, indem wir auf das Telefon und die Türe reagiert haben. Zeitgleich mit der staatlichen Anerkennung habe ich das Studium der Literaturwissenschaft, Semiotik, Neueren Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und der Neueren Literatur abgeschlossen. Das war ein bisschen viel, drei Kinder, Aufbau der Merz Akademie und Examen machen – aber irgendwie ist alles gelungen. In der Hochschule war schon von Beginn an erkennbar, dass wir alles anders machen wollten und dass der geisteswissenschaftliche Bezug und die Idee der Autorschaft bereits gäerte. Es musste allerdings dringend Geld beschafft werden, um unsere Idee voranzutreiben.

Aus der angespannten finanziellen Situation heraus entwickelte sich die Idee und Perspektive, eine staatlich anerkannte Hochschule zu werden, weil wir dann einen Rechtsanspruch auf staatliche Bezuschussung hätten. Die andere Seite war die, dass wir umzingelt waren von Einrichtungen und Persönlichkeiten, die bestimmte Erwartungen hatten, die wir erfüllen sollten oder die uns nicht wirklich haben wollten. Also entweder wurde gegen uns gekämpft und gestänkert oder es gab Erwartungen, die wir nicht einlösen wollten. Zum Beispiel die, dass man jetzt »endlich das ‚reine neue Bauhaus‘ gründen kann, weil der Markus Merz eine Einrichtung geerbt hat, in die man jetzt einsteigen sollte und dann machen wir es mal

richtig«. Aber das entsprach nicht meinen Vorstellungen und so ließ ich manch enttäuschte Person zurück.

RK »Reines« Bauhaus?

MM Die regionalen »Leuchttürme« einer puristischen Gestaltungsidee, die sich auf das Erbe des Bauhauses beriefen, wie Ulm oder Schwäbisch Gmünd, standen dafür bereits Pate. Wir haben Gestaltung aber immer so verstanden, dass sie sich aus den inhaltlichen Kriterien einer Aufgabenstellung heraus ergibt und nicht festgefahrenen gestalterischen Vorgaben folgen muss. Retrospektiv verwundert es mich fast, dass wir die Neugründung trotz des enormen Drucks durch die verschiedenen Agenden und Interessenslagen, mit denen wir uns auseinandersetzen hatten, sowie der fehlenden Bezuschussung auf die Reihe bekommen haben. Gut, die Merz Druckwerkstätten haben geholfen. Das war halt so ein Kniff. Und natürlich hat die Familie beziehungsweise die damalige Schulbetriebs-GmbH geholfen, sie haben uns auch immer wieder bei der Beschaffung wichtiger Geräte unterstützt. Aber das war nicht genug, denn ich wollte die Kolleg_innen möglichst korrekt bezahlen, damit sie bei diesem Projekt blieben. Ich selbst habe als Rektor die ersten Jahre 1000 D-Mark brutto verdient. Bis zur Gründung der Merz Akademie als gemeinnützige GmbH, das war 1985, gab es die Schulbetriebs-GmbH, die Schule, Internat und Akademie gemeinsam betrieb. Die Gemeinnützigkeit war aber Voraussetzung für die staatliche Anerkennung und entsprach auch meinen

Vorstellungen einer nicht-staatlichen Bildungseinrichtung.

RK Du vermeidest das Wort »privat« – warum?

MM Ja, eben weil das immer so ein Bild entstehen lässt, als säße da jemand, der das aus privatem Interesse und zum privaten Nutzen machen würde. Aber das Gegenteil ist der Fall: Bildung ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, das sind Prozesse, die von vielen Akteuren zu tragen sind, Bildung muss gesamtgesellschaftliche Ziele verfolgen und eben nicht private Interessen. Ich hatte von Anfang ein Modell im Kopf, nach dem der Staat mit nicht-staatlichen Akteuren zusammenarbeiten sollte. Es geht doch um die möglichst beste Ausbildung von Absolvent_innen, die in der Gesellschaft wirken: durch ihre Arbeit und ihr Denken, durch ihren Bildungsstand, der ihr Handeln beeinflusst, und durch ihre Steuern natürlich. Das findet ja nicht irgendwo im luftleeren Raum oder auf einer privaten Insel statt, sondern steht immer in gesellschaftlichen Zusammenhängen und hat gesellschaftliche Auswirkungen. Darum sollte man sich die Kosten teilen: Studierende sollten in einem gewissen Rahmen einen fairen Beitrag leisten, der sich an den späteren Verdienstmöglichkeiten orientiert, und der Staat sollte den Rest finanzieren. In unserem Fall wären das so circa 60 bis 65 Prozent der Kosten. Bei Management- und Finanzstudiengängen beziehungsweise bei der Betriebswirtschaftslehre wäre keine staatliche Kofinanzierung nötig, denn diese Studienplätze sind billig

und die späteren Verdienstmöglichkeiten hoch. Die Kosten für den Staat wären also insgesamt deutlich geringer, als wenn er alles alleine tragen würde, und die Qualität wäre insgesamt viel besser. Gleichzeitig würde Raum für innovative Studienangebote geschaffen. Die nicht-staatlichen Akteure verpflichten sich im Gegenzug zu hoher Qualität, wie sie jetzt durch Akkreditierungen et cetera nachgewiesen werden, und natürlich zur Gemeinnützigkeit; das ist eben der wichtige Punkt, denn diese Einrichtungen dürfen keine Gewinne ausschütten, sondern müssen jeden Cent zur Erfüllung der gemeinnützigen Aufgabe reinvestieren.

RK Wie war die Reaktion auf diese Idee?

MM Am Anfang gab es eine politische Unterstützung, das drehte sich im Laufe der Zeit. Man wollte den staatlichen streng vom nicht-staatlichen Sektor trennen. Dank der Leistungen der Hochschule gibt es jetzt glücklicherweise wieder große Anerkennung für uns, aber dem Modell, wie ich es skizziert habe, will so richtig niemand folgen. Vielleicht wird sich das irgendwann ändern. Die Entwicklungen im nicht-staatlichen Hochschulsektor in den letzten Jahrzehnten belegen meine These: Langfristig überleben und auf hohem Niveau arbeiten können nur Einrichtungen, die massiv Studiengebühren einnehmen, früher oder später kommerziell arbeiten oder staatlich kofinanziert sind.

RK Was war für Dich persönlich das Schwierigste beim Aufbau der Hochschule?

MM Für mich persönlich war es nicht einfach, dass ich mehr und mehr Hochschulmanager werden musste, denn ich hätte gerne auch weiter meinen künstlerischen und wissenschaftlichen Ideen Raum gegeben. Auch habe ich sehr gerne unterrichtet. Ich habe kulturwissenschaftliche Projekte gemacht, die mir großen Spaß machten, zum Beispiel mit dem Institut für Empirische Kulturwissenschaften in Tübingen. Mit Hermann Bausinger und Gottfried Korff und Studierenden haben wir ein Buch über die schwäbisch-alemannische Fasnacht herausgegeben und gemeinsam eine große Ausstellung organisiert. »Wilde Masken« hieß das Projekt, das im wahrsten Sinn des Wortes interdisziplinär war. Mit Professor Axel Kuhn und Peter Grohmann habe ich mit einer Projektgruppe ein Buch über die Jugend der Sechzigerjahre gestaltet. Das alles waren von Anfang an Inhalte, die einen gesellschaftlichen Bezug hatten. Auch das Projekt »Wohnzimmer, Schlafzimmer, Flur« gehörte dazu. Da mussten die Studierenden jeweils einzeln in eine fremde Wohnung gehen und diese Wohnung lesen lernen. Sie mussten Hypothesen aufstellen, wer darin lebt – ein Paar, eine Familie? Was haben die Personen für Interessen? Wie sind sie politisch eingestellt? Fahren sie Auto? Wenn ja, welches? Wohin gehen sie in den Ferien, wie kleiden sie sich? Die Studierenden entwickelten ein Gespür für gesellschaftliche Positionierungen und die dazugehörigen Insignien. Man findet ja eine Menge Kommunikationsangebote, wenn man sich eine Wohnung ansieht. Und die lesen zu lernen, war für die Studierenden sehr wichtig, als eine

Art praktischer Semiotik. Und dann mussten die Studierenden das in einer Ausstellung präsentieren. Dazu wurden die Leute eingeladen, die in den Wohnungen wohnten. Es kam auch zu Zwischenfällen, weil die einzelnen Projekte teilweise schonungslos die Menschen charakterisierten. In einem Fall wurde ein Mann von seiner Frau beschimpft, nach dem Motto: »Siehst Du, so ein Vollidiot bist Du! Hier kannst Du's lesen, hier kannst Du sehen, was ich von Dir halte!« Das waren dann Effekte, die doch etwas zu weit gingen, aber man sah daran natürlich auch, wie sehr man sich an so einem Thema schulen kann. Und das Interessante ist, dass alle, die an diesem Projekt beteiligt waren, danach die eigene Wohnung massiv veränderten. Weil sie verstanden haben: »Alles, was hier steht, was ich hier hinstelle, ist ein Kommunikationsangebot und sagt etwas über mich aus, ich öffne mich damit.«

RK Eine Art angewandter Pierre Bourdieu, oder? Interessant finde ich auch, dass das alles Projekte mit Studierenden waren.

MM Darum ging es uns ja, dass sich Studierende bei ihren Projekten nicht nur mit Gestaltung, sondern mit relevanten Inhalten beschäftigen, die sie dann gestalterisch umsetzen und publizieren. Projektbegleitend habe ich noch ein Theorieseminar über Kommunikationsplanung und Semiotik gemacht. Worauf ich jedoch hinaus will, ist, dass es eben mehr und mehr meine Aufgabe wurde, eine professionelle Struktur in die Hochschule zu bringen, die Professorin-

nen und Professoren adäquat zu bezahlen und mit dem Land den langjährigen Kampf um die korrekte Bezuschussung zu führen. Das alles hat meine Kräfte massiv gebunden und mich zuweilen auch bedrückt. Weil ich sah, dass ich jetzt ein anderes Leben führte als das, was ich mir vorgestellt hatte, als ich mit dem Vorhaben begann. Da dachte ich, ich gehe in der Lehre und der eigenen künstlerischen Praxis auf, zusätzlich zu der Freude an der theoretischen Auseinandersetzung. Stattdessen musste ich vor allem Manager und Leiter sein. Alles andere wurde dadurch massiv eingebremst. Irgendwann habe ich mich dann aber damit versöhnt, weil ich mir gesagt habe: »Du machst ja selbst ein großes Projekt. Und das trägt auch eine künstlerische, eine intellektuelle und eine menschliche Handschrift.« So habe ich diesen Wandel meiner Perspektive und Aufgaben dann verkraften können. Aber es hat mich schon emotional beschäftigt, die Kolleginnen und Kollegen interessante Projekte machen zu sehen, während ich sozusagen das Geld besorge. Das kann natürlich frustrieren. Ich habe mich dann entschlossen, die Leitungs- und Verwaltungsstrukturen weiter zu professionalisieren und die Hochschule aus den kräftezehrenden, improvisierten und »handgestrickten« Prozessen der Anfangszeit herauszubekommen. Die Besetzung von Verwaltungsdirektor_innen wie Sabine Schröder und dann Stefan Grünenwald, die sehr professionell, aber eben auch mit der Lehre kooperativ arbeiteten, war dabei sehr wichtig. Ebenso, dass jemand wie Maren Schmohl, die heute Prorektorin ist, den Raum bekam, ihre

Ideen zur Hochschulentwicklung einzubringen und umzusetzen. Solche Personen und Positionen gibt es an vielen Hochschulen gar nicht. Diesen Mitarbeitern, wie auch dem gesamten sogenannten nicht-wissenschaftlichen Bereich, ist die Hochschule zu großem Dank verpflichtet, insbesondere, weil sich die Verwaltung und Technik nicht von der Gesamtidee und der Lehre isolierte. Für mich war diese Begleitung und Entlastung fundamental wichtig, denn schließlich wollte ich mich weiterhin dezidiert am Diskurs über den richtigen Weg, die richtige Strategie und Taktik der Hochschule beteiligen. So blieb ich immer initiativ beteiligt an der Weiterentwicklung der Hochschule.

RK Welche Entwicklung war besonders wichtig für Dich?

MM Zum Beispiel die konsequente Einbindung der theoretischen Auseinandersetzung in das Gestaltungsstudium. Das war sehr stark meine Initiative und mir ganz besonders wichtig, auch in der Auseinandersetzung mit den Gestaltungskolleginnen und -kollegen. Das erfuhr dann unter anderem durch Diederich Diederichsen, Tom Holert und Helmut Draxler große Unterstützung und begründet wohl bis heute ein Alleinstellungsmerkmal der Merz Akademie rund um den Begriff der Autorschaft. Von Absolventinnen und Absolventen der Merz Akademie höre ich häufig, dass es für sie eigentlich egal war, was sie nach dem Studium machten, da sie mit so viel Selbstvertrauen aus der Hochschule kamen, dass sie sich den verschiedensten Themen beziehungsweise

Berufsfeldern zuwenden konnten, um sich mit eigenen Ideen und Aktionen zu äußern. Dass sie also Positionen entwickeln und sie darüber hinaus publizieren konnten, in welchem Medium auch immer. Durch eine solche Ausbildung können sie innovative und kreative Rollen übernehmen und insofern findet sich unser Ansatz und Anspruch der selbstbewussten Autorschaft tatsächlich umgesetzt. Ich sehe insbesondere darin sowohl das reformpädagogische Erbe meines Großvaters als auch meine eigenen Ideen zur Neugründung verwirklicht. Das ist, muss ich sagen, meine größte Freude.

RK Dieses Verständnis von Gestaltung und die von Dir beschriebene Struktur der Merz Akademie steht für mich in gewisser Weise für einen Bruch mit klassischen Ausbildungsmodellen der Bildenden Kunst. Die Autorschaft scheint mir doch – zugespitzt gesagt – wichtiger als das innere Befinden. Interessant finde ich, wie Ihr von Anfang an schon mit der Projektarbeit umgegangen seid. Hieß Projektarbeit zu Beginn tatsächlich, man trifft sich und diskutiert?

MM Ja klar. Bert Brecht formulierte einmal, dass es wichtiger ist, mit anderen zu kämpfen, als mit sich selbst – ein alter Leitspruch von mir. Auch insofern stimmt es, dass die Projektarbeit im Sinne kritisch-reflexiver Auseinandersetzung grundsätzlich das zentrale Moment der Ausbildung, aber auch der Selbstfindung und Positionierung der Studierenden war. In Abgrenzung zu klassischen Kunstakademien war unser Ziel

eine Lehre, die sich an Themen und Inhalten, nicht an Personen orientierte, darum stand das Projekt als Lehrform und nicht der Lehrende mit seiner »Aura« im Vordergrund. Allerdings waren zu Beginn die Themen und das Niveau extrem unterschiedlich. Lange gab es keine Vereinheitlichung oder Klarheit über einen übergreifenden Qualitätsanspruch. Bei der Erarbeitung und Etablierung von Kriterien der Projektarbeit hat uns später die Zusammenarbeit mit englischen Universitäten sehr geholfen, die waren schon in den Neunzigerjahren extrem auf die explizite Formulierung von Kriterien gedrillt. Das waren interessante Auseinandersetzungen, denn da prallten akademische Welten aufeinander. Aber die Diskussionen mit den externen Gutachtern haben uns eben auch geholfen – als Inspiration ebenso wie in der Abgrenzung. Ab 1995 haben wir ja den European Media Master of Arts angeboten, den wir gemeinsam mit neun europäischen Hochschulen und Universitäten entwickelt haben. Wie gesagt verfolgten die Engländer da schon einen prononcierten Weg der Transparenz und Formalisierung. Darüber haben wir uns die Haare gerauft, aber gleichzeitig lernten wir viel. Diese Professor_innen stellten anregende, aber auch unbequeme Fragen, denen man in der langen Phase der Zusammenarbeit nicht ausweichen konnte, schließlich waren sie zweimal im Jahr bei allen Prüfungen dabei und diskutierten mit uns über die Qualität der Arbeiten. Zentral für uns wurde die Frage, wie man in der Projektarbeit qualitativ vergleichbare Ergebnisse bekommt. Das war eine ganz wichtige Phase der

Hochschule, in der man darüber diskutierte, welche Kriterien erfüllt sein sollten – bei der Aufgabenstellung wie bei der Umsetzung. Auch die Relevanz des Themas selbst war natürlich ganz entscheidend.

RK Wie definierst Du Relevanz?

MM Es ging bei uns nie um die Frage der Relevanz für den Markt, sondern es ging um Fragen rund um die Gesellschaft, die Kultur, die Kunst, die Wissenschaft. Also strebten wir, ausgehend von den sehr individuellen Prägungen der Projektarbeit, immer mehr danach, dass es einen Diskussionsprozess aller Lehrender unter Einbeziehung des Theoriebereichs gibt, um Kriterien zu entwickeln, die uns und unserem Ansatz gerecht werden, ohne uns dabei zu verbiegen und einfach ein für uns nicht stimmiges System zu übernehmen. Interessant war, dass es viel schwieriger war, Kriterien für ein nicht mehr akzeptables Projekt zu finden, als solche für eine sehr gute Arbeit. Diese gemeinsamen Diskussionen führten unter anderem dazu, dass über viele Jahre Co-Teaching praktiziert wurde – also die gemeinsame Lehre von jeweils einer Person aus der Theorie und aus der Praxis. Die intensive Einbeziehung der Theorie in den künstlerisch-gestalterischen Prozess war nicht nur für die Lehre wichtig, sondern auch für die Struktur der Hochschule.

RK Kannst Du das genauer erläutern? Das ist ja wohl ein ganz wesentlicher Punkt in der Entwicklung des Profils der Hochschule.

MM Die »Theorie« spielte ja von Anfang an eine große Rolle im »Kampf zweier Linien«. Das ist zwar ein Begriff aus der chinesischen Kulturrevolution, an unserer Hochschule lässt sich damit allerdings auch ein konkreter Konflikt bezeichnen, der Ende der Achtzigerjahre begann und bis Anfang der Neunziger zwei Lager entstehen ließ. Meine Position war die, dass die Hochschule zu keinem Zeitpunkt eine besonders gute Werbeagentur-Schmiede sein sollte. Darum konnte es für mich nicht gehen. Natürlich haben wir bis heute Bewerberinnen und Bewerber, die genau das werden wollen und auch werden können, weil sie bei uns das Rüstzeug auch dafür erwerben. Wir hatten auch zu Beginn Dozenten, die das gerne aufgriffen, weil sie aus der Werbung kamen, sich auf besondere Weise exponierten und für viele der Studierenden wichtig waren. Natürlich ist es angenehmer, wenn man das gelehrt bekommt, was man erwartet, wenn man die Ausbildung beginnt. Angenehmer, als wenn man als Persönlichkeit sozusagen umgekrem-pelt, völlig neu gefordert und gezwungen wird, soziologische Fachliteratur zu lesen. So ähnlich kann man sich das vorstellen, wenn die eine Seite in der Lehre sozusagen darauf abzielt, die Studierenden durchzurütteln und sie beim Sich-Entwickeln zu begleiten hofft – »to disturb some young minds«, wie Stephen Prina es in Bezug auf die Lehre mal sagte. Und die andere Seite argumentiert: »Wir machen Kohle mit Werbung.« Gegenüber einer solchen Logik hat man zunächst einmal schlechte Karten. Aber wir haben uns letztlich durchgesetzt. Und in dieser Frühphase war auch entscheidend, dass

man sich von einzelnen Personen getrennt hat. Der Umzug in den Kulturpark Berg war auch insofern ein einschneidendes Ereignis, als er in diesem Sinn so etwas wie ein reinigender Neuanfang war.

RK Was waren neben der dominanten Rolle der Theorie für Dich andere wichtige Momente der Entwicklung der Hochschule?

MM Das war vor allem die weitere Differenzierung des Studienangebots, die wir im Zuge der erwähnten Zusammenarbeit mit den anderen europäischen Hochschulen ab Mitte der Neunziger angingen. An den sogenannten Neuen Medien waren wir schon ab 1984 sehr interessiert und haben sie in der Lehre verankert. Wir haben schon ganz früh mit den Amiga-Computern aufregende Projekte gemacht und auch bald entsprechende Professuren für die sich neu entwickelnden Medien eingerichtet. Dann haben wir uns des Bereichs Film angenommen, was ich auch schon immer angehen wollte. Die stetige Erweiterung des Angebotes, auch vor dem Hintergrund der technologischen Entwicklungen, war also schon angelegt, doch staatlich anerkannt waren wir ja nur mit dem Studiengang Kommunikationsdesign. Die Bezuschussung eines weiteren Studiengangs hätte man neu beantragen müssen und das hätten wir in der damals angespannten Situation nicht durchgekriegt – das Verhältnis zwischen dem Land und der Hochschule war, anders als heute, Jahrzehnte lang eher als schwierig zu bezeichnen, das habe ich ja schon

erwähnt. Also haben wir alle unsere Aktivitäten unter einer Überschrift subsummiert. Heute sprechen wir von »Gestaltung, Kunst und Medien«. Das war nicht nur ein taktischer Kniff, sondern entspricht ja auch inhaltlich der zunehmenden Medienkonvergenz und Überlagerung und Verschiebung von Tätigkeiten, Technologien und Berufsfeldern. So kannst du von Sound über Print und Web bis Film alles machen und remediatisieren. Die Ausdifferenzierung, Verbreiterung und auch die erhebliche Verbesserung des Studienangebots und der Ausstattung basierte auf der Frage, die wir uns eigentlich durchweg bis heute stellen: »Wo stehen wir und was sollten wir als Nächstes tun – als politisch denkende Menschen?«

RK Wenn Du die Frage schon stellst ...

MM Ich begreife bereits die Neugründung der Merz Akademie gewissermaßen als meine Antwort auf diese Frage. Und ich meine, das ist immer noch der Grundgedanke der Akademie. Auch in meiner jetzigen Position, in der ich an der Akademie nicht mehr operativ tätig bin, ist es das, was uns immer wieder zusammenführt, um die Ziele neu zu diskutieren und gemeinsam anzugehen. Es ist mir wichtig, dass es weiterhin eine Heterogenität der Lehrmeinungen in der Hochschule gibt, die den Studierenden zugutekommt. Es ist nicht so, dass der »Kampf zweier Linien« durch eine Linie gewonnen worden wäre. Entscheidend ist, dass man offen bleibt für neue Verfahren, für Experimente, Hypothesen und für ein waches Schauen auf die Welt. Dass man also immer

wieder die Frage stellt: »Was passiert da eigentlich, wie sollen wir reagieren, wie machen wir weiter?«

RK War das nicht schon von Anfang an wichtig für Dich?

MM Natürlich. Weil wir nicht nur eine gute Ausbildung anbieten, sondern auch einen Bezug zur Verantwortung gegenüber der Gesellschaft verankern wollten, meinten wir, eine autonome oder – sagen wir – »vorbildlose« Situation schaffen zu müssen, also eine von etablierten Modellen unabhängige Position, aus der heraus wir agieren konnten. Und dass wir das hinbekommen haben, dass das sozusagen Common Sense war, das ist, glaube ich, eine ganz besondere Eigenart der Hochschule. Das findest du nirgends, und da bin ich auch stolz darauf, dass immer noch in dieser Atmosphäre gearbeitet wird, und ich wünsche mir, dass das auch so bleibt, denn die Hochschule ist nun mal gefordert, Alleinstellungsmerkmale vorzuweisen, damit nicht nur interessierte Bewerber_innen, sondern auch gute Lehrende zu uns finden. Also dieses kritisch-reflexive Moment nicht nur zuzulassen, sondern es zu fordern. Und zwar nicht nur von den Studierenden, sondern auch von sich selbst. Das ist der entscheidende Punkt. Über die gemeinsame Kritikfähigkeit hat man alle möglichen Neansätze oder kulturpolitischen Aufbrüche begleiten und kommentieren können und meist immer gleich mit zum Thema der Arbeit der Hochschule gemacht. Ebenso wie technologische Neuerungen, die man immer kritisch auf ihre sozialen und kulturellen Auswirkungen

gen hin hinterfragte. Ja, das Hinterfragen, um zu eigenen Positionen zu kommen, die man als selbstbewusster Autor publiziert, bleibt ein aufregender und wertvoller Kern der Ausbildung an der Merz Akademie.

RK Und ist heute wichtiger denn je, kann man sagen.

MM Es ist mir irgendwann klargeworden, dass es gar nicht anders geht. Insofern ist es mir eine große Freude, zu sehen, dass die Hochschule sich weiter pusht. Die Idee eines Prozesses der Selbstfindung Studierender, auch durch die Setzung von Widerständen, lernte ich bereits durch meinen Großvater kennen. Er hat ja im Grunde genommen eine sehr antiautoritäre Position bezogen, indem er sinngemäß sagte: »Lasst das, was individuell in jedem Menschen steckt, herauskommen und reifen. Wir sind als Pädagogen dazu da, diese schöpferischen Prozesse zu begleiten und hier und da vielleicht lenkend einzugreifen, indem wir bewusst bestimmte Widerstände setzen, an denen sich die oder der Lernende reibt und entwickelt.« Ich habe es oft genug erlebt, dass sich Leute bei uns an der Merz Akademie bewarben, die den Mund gar nicht aufbekamen. Diese Leute sind dann im Laufe des Studiums häufig sehr eloquent und erfolgreich geworden. Weil das Klima an der Hochschule eben begleitend und schützend, aber zugleich kritisch und fordernd ist. Man kommt ja in der Regel mit einem Haufen naiver Ideen aus der Schule. Mit ein paar Interessen individueller Art. Aber dann findet man bei uns auf so vielen Ebenen Regulative bezie-

hungsweise Korrektive, die einen zum Nachdenken zwingen. Und zum Überdenken der eigenen Position. Das ist natürlich extrem wertvoll und das zähle ich, wie gesagt, zu den wichtigsten Dingen in der Ausbildung.

RK Haben sich die Studierenden generationell verändert? Gab es da über die Jahre andere Interessen? Kannst Du das beurteilen oder bewerten?

MM Zu Beginn gab es, wie schon erwähnt, den Rest einer gemeinsamen Idee von Jugend, die wir alle, Lehrende und Studierende, teilten. Das drückte sich darin aus, dass man bestimmte Sachen gemeinsam aufregend fand. In den Achtzigerjahren war ein Grafikdesign-Studium hip, das Clubbing fand man auch herrlich. Das waren sicher Faktoren, die der Merz Akademie damals geholfen haben, viele Bewerberinnen und Bewerber zu begeistern. Aber solche »Insignien der Jugend« und entsprechende Gemeinsamkeiten trägt eine Institution nicht über Jahrzehnte, sie muss sich immer wieder erneuern, verjüngen und aktualisieren, um vor dem Hintergrund der voranschreitenden Differenzierung der Gesellschaft relevant und stabil zu bleiben. Ich denke, dass die heutigen Bewerber_innen und Studierenden sehr viel bewusster wahrnehmen und erleben, was sie an der Merz Akademie für Ausbildungsmöglichkeiten finden, da die Hochschule sehr viel kenntlicher geworden ist im Verhältnis zu den Anfangsjahren. Jetzt ist es eher der Anspruch und die Qualität, die Bewerber_innen überzeugen. Und sicher auch die Vielfalt und Offenheit der Ausbildung.

RK Ich stelle es mir so vor, dass sich durch die staatliche Anerkennung und gewiss auch durch die Bologna-Reform Strukturen verändert haben. Und dadurch vielleicht auch Inhalte.

MM Der entscheidendste Einschnitt wurde meiner Auffassung nach nicht durch Bologna verursacht, sondern er bestand in unserer Entscheidung, ein Theorie-Department einzuführen. Als eine Querstruktur, die sozusagen das Sagen hat, weil sie eine Art »Deutungshoheit« bekommt. Und dass nicht der Malerfürst in seiner Malerklasse sein unter Umständen extrem subjektives Weltbild weitergibt. Das war für mich von Anfang an das Antibild von dem, wie ich mir hochschulgerechte Ausbildung vorstellte. Durch diese Querstruktur und die Bedeutung der Theorie ist sehr vieles anders geworden. Zum einen hat sich die Qualität der Abschlussarbeiten und die Vergleichbarkeit des Niveaus dieser Arbeiten massiv verbessert. Und strukturell wurde die Sache anders, weil die Theorie nun von einem eigenen Department verantwortet wurde, das sich eigens geeignete Leute holte. Dadurch, dass wir verschiedene Studienrichtungen hatten oder dabei waren, diese aufzubauen, wurde Theorie auch disziplinentorientiert angeboten. So gab es für die Filmer zusätzlich zur allgemeinen theoretischen Ausbildung auch ein fachspezifisches Angebot an Theorie und Diskurs. Das alles hat natürlich sehr zur Qualitätssteigerung beigetragen und entsprechende Strukturen geschaffen. Und dann wurden wir in der Tat durch den Prozess gestärkt, den wir im Rahmen des Masterstudiums mit

den Engländern durchliefen. Als Bologna und das zweistufige System kam, waren wir da viel besser vorbereitet als viele andere. Auf unsere Inhalte hatte das keine Auswirkungen.

RK Das zweistufige Bologna-System wurde und wird ja immer noch vielerorts kritisiert.

MM Das stimmt, aber wir wussten, dass man auch in diesem System hochwertige Ausbildung betreiben kann und keine »Billig-Abschlüsse« anbieten muss. Gerade weil wir jahrelang mit den Engländern gerungen hatten, die selber oft von ihrem System frustriert waren und uns durchaus in vielen Punkten bestärkt haben, an unseren Ansprüchen festzuhalten, gleichzeitig aber auch auf Transparenz und Klarheit beharrten. Wir waren ja eine der ersten Hochschulen, die im Rahmen eines Masterstudiengangs mit einer englischen Universität kooperierten. Man wollte uns das sogar verbieten, hat dann aber gemerkt, dass das nach europäischem Recht gar nicht geht. Und so fand man plötzlich seitens des Staates und der Stadt alles wunderbar, was wir gemacht haben. Man hatte gemerkt, dass die Merz Akademie innovativ und international agiert. Zum gemeinsamen einwöchigen »Forum« des Studiengangs European Media Master of Arts kamen Studierende aus ganz Europa zu uns. Die haben wir untergebracht und eine Woche lang gemeinsam an verschiedensten Themen gearbeitet, uns gegenseitig unsere Arbeit präsentiert, diskutiert, zusammen gesessen und gefeiert. Nicht nur durch unser eigenes internationales Dozent_innen-

team, durch hochkarätige Lehrende und Gäste, sondern auch mit solchen Aktionen machten wir deutlich, dass wir bereits sehr früh Internationalisierung praktizierten. Die Professorinnen und Professoren pflegen bis heute außerordentlich interessante weltweite Kontakte. Und es wird untereinander akzeptiert, dass alle aus ihren jeweiligen Kreisen schöpfen, um zu Gastvorträgen, Projekten und dergleichen einzuladen. Das ist natürlich sowohl für das Renommee der Merz Akademie als auch für die inneren Prozesse extrem wichtig. Dass die Hochschule größer ist, als sie auf den ersten Blick erscheint, eben durch diese Kreise, die sie umgeben. Auf die man immer wieder Zugriff hat. Das bleibt ein ganz wesentliches Merkmal der Akademie und für ihre Entwicklung besonders wichtig. Wenn man etwa die Namen unserer Gastdozent_innen der letzten drei Jahrzehnte durchgeht, dann kann man stolz sein und man wundert sich, wen man zu welchem Zeitpunkt schon an der Akademie hatte.

RK Was sind für Dich positive Aspekte der Bologna-Reform?

MM Ich möchte nur über unsere Erfahrungen sprechen. Wie ich schon sagte, haben die Vertreter_innen der englischen Partnerhochschule uns, weil sie den Master-Titel validierten, wie es damals hieß, im Hinblick auf unsere strukturelle Entwicklung wertvolle Hinweise gegeben. Eben auch in Bezug darauf, wie man künstlerisch-gestalterische Arbeiten fair und auch nachvollziehbar beurteilt, wie man sie vergleicht, welche Anforderungen man stellt. Und

dann, ganz wesentlich, waren wir sehr früh dabei, Studienziele klar zu benennen. So, dass die Studierenden wissen, was auf sie zukommt. Dass das Studium transparent für sie wird. Dass sie Lernziele erfahren. Dass sie die Möglichkeit bekommen, sich gezielt vorzubereiten. All diese Dinge wurden durch den internationalen Einfluss befördert. Später wurde das dann mehr oder minder auch von Bologna verlangt, aber da waren wir gewissermaßen »schon durch«. Besonders im Zusammenhang mit dem verkürzten Abitur lässt sich die zweistufige Ausbildung angreifen, denn es fehlt ein Jahr Erfahrung eines jungen Menschen, was man dann im Studium irgendwie ausgleichen muss. Aber die Merz Akademie hat das zweistufige System als Chance begriffen. Wir haben im Zusammenhang mit der offiziellen Einführung des Bachelors und des Masters unser Curriculum intensiv durchforstet. Ich denke, die Hochschule hat heute in sieben Semestern ein besseres Studienangebot als damals im Diplom mit acht Semestern. Was sich anders entwickelte als gedacht, war, dass Studierende nicht selbstverständlich die Chance wahrnahmen, zehn Semester studieren zu können, indem man einfach nach dem Bachelor den Master macht – na gut, vielleicht mit einer kleinen Pause dazwischen. Für viele Studierende ist der erste Studienabschluss erst einmal genug. Eine Hürde für Absolvent_innen des Bachelorsystems, einen Master anzuschließen, bestand möglicherweise darin, dass unser zweiter Abschluss doch sehr forschungsorientiert aufgezogen wurde. Aber gut, umso kenntlicher

sind wir da hinsichtlich unseres Anspruchs geblieben.

RK Herausforderungen gibt es also weiterhin. Zum Abschluss: Wo stehst Du heute, wo die Merz Akademie?

MM Wenn ich mich frage, wie ich die Merz Akademie hinterlasse, dann bin ich schon sehr glücklich. Die Finanzierung ist auf absehbare Zeit gesichert und der Posten des Rektors ist in sehr gute Hände gegeben worden. Martin Fritz ist für die Hochschule, aber auch für Stuttgart, ein Glücksfall. Er engagiert sich über alle Maßen und hat große Ziele. Er macht die Dinge anders als ich, das ist gut, und zeigt allen, dass die Akademie nicht an meine Person gebunden ist und die Leitung nach Qualifikation und nicht nach dem Familiennamen vergeben wird. Mit meinem Wechsel ins Merz Bildungswerk war für mich klar, dass ich der Hochschule nicht im Wege stehen möchte und der Hochschule ihre Autonomie und Verantwortung überlasse. Somit war es auch konsequent, dass die Geschäftsführung an Martin Fritz und Stefan Grünenwald übergeben wurde. Es ist schön, zu sehen, wie positiv sich alles weiter entwickelt und dass die gemeinsamen Ansprüche im Grundsatz erhalten bleiben; dafür steht auch das Leitbild, und ich darf aus meiner heutigen Position heraus auch sagen, dass ich das von der Hochschule, wie auch den anderen Merz Bildungseinrichtungen, erwarte. Perspektivisch muss man ja sehen: Diejenigen, mit denen ich die Hochschule aufgebaut habe, werden jetzt schrittweise die Hochschule verlassen und damit für

andere, hoffentlich nochmals weitergehende Ansätze den Weg freimachen. Auch das ist, wenn man an die Zukunft der Hochschule denkt, natürlich eine ausgezeichnete Voraussetzung, damit sie weiterhin – vielleicht noch mehr als bisher – als international bedeutende Hochschule agieren kann, die einen sehr wachen und kritischen Blick auf die Gesellschaft wirft und dennoch den Studierenden Perspektiven für ihre berufliche Zukunft bietet. Das Aufgabenspektrum von Hochschulen vergrößert sich ja laufend. Trotzdem darf man sich von politischen und gesellschaftlichen Trends und technologischen Hypes nicht steuern lassen, sondern muss immer wieder Positionen finden, aus denen heraus man selbst steuern kann. Insofern ist es für mich jetzt ein Vergnügen, der Arbeit der Hochschule intensiv und voller Sympathie zuzusehen und sie zu unterstützen, wo es nötig ist. Ich weiß, sie ist in besten Händen.